

Leutnant von Saltern war von seinem Weihnachtsurlaub in die Residenz zurückgekehrt, aber es war eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er war ernst gemordet, zurückhaltend und oft nachdenklich und sah sich um so verwunderlicher, als er bislang seiner unverwundlichen guten Laune wegen ein Ziel der Bewunderung seiner Kameraden gewesen war, denn Leutnant von Saltern besaß keinerlei irdische Güter und wie wohl er für die Begriffe seines Regiments bescheiden lebte, waren seine Schulden doch im Lauf der Jahre zu beträchtlicher Höhe angewachsen, aber alles Mißgeschick hatte nie die Nacht gehabt, Frohsinn und Lustigkeit in ihm zu ersticken.

Nach diesem Weihnachtsurlaub aber lachte er nicht mehr so viel wie sonst, er hielt seine Reden mehr und empfand seine keine Freude beim Anblick einer schönen Dame, und seine Kameraden begannen über ihn und den Grund der Veränderung seines Wesens nachzudenken, und sie kamen bald und einstimmig zu dem einzigen richtigen Schluß: Leutnant von Saltern mußte sich seinem alten Herrn offenbart haben — na — und dann war väterlicherseits die alte Devise erfolgt: „Heirathen — Abschied!“ Denn Saltern hatte unverheiratete Schwestern und kleine Brüder, und von Schuldenbezahlen konnte keine Rede sein.

Und nun gingen seit diesem bösen Weihnachtsurlaub in Salterns Kopf unablässig die beiden Worte herum: „Heirathen — Abschied!“ Und beide schienen ihm gleich bitter. — Er liebte schöne Frauen, und manches liebevolle Mädchenanblich hatte ihn in Begeisterung bringen können, aber er hatte in der Frau bislang doch immer nur den Gegenstand gesehen, den man von Weitem bewundern durfte, denn so lustig und leichtfertig er auch sonst im Leben war, an das Wesen der Frau stellte er hohe Ansprüche — das war vom Vater auf ihn übergegangen und darum schien ihm der Gedanke, daß andere Motive als die einer reinen, tiefen Liebe bei Schließung eines Bundes ausflagegebend sein sollten, so überaus grauam und hart. Und doch — das wußte er — würde er diesen Rettungsanker ergreifen, denn hatte das Wort „Heirathen nach Geld“ auch einen sehr bitteren Beigeschmack, es qualte ihn doch bei Weitem nicht so sehr als der Gedanke, den geliebten bunten Rod auszugeben.

Einmal sah er mit seinem Kameraden Hector von Bühlung zusammen, der vor einem halben Jahre daselbe gekannt hatte, was Saltern jetzt zu ihm gedachte: eine reiche Frau hatte er geheiratet und fühlte sich keineswegs unglücklich mit ihr — und zu ihm sah Saltern plötzlich ein großes Vertrauen und begann, bei ihm sein Herz auszusprechen. Der Jünger nicht lachend mit einer Antwort und fragte: „Warum näherst Du Dich nicht dem Fräulein Elisabeth Schulze, bei deren Eltern ich Dich einführe?“

Nun wußte sich Saltern zwar zu erinnern, daß Bühlung ihn vor Jahresfrist, als er selbst auf der Brautschau war, in einige reiche Häuser eingeführt hatte, aber alles war damals spur- und eindrucklos an ihm vorübergegangen, nicht einmal der Name war in seinem Gedächtniß haften geblieben.

„Schadet nichts!“ riefelte Hector von Bühlung, „das Fräulein Elisabeth erinnert sich Deiner um so besser!“ Und mit einem Blick auf Salterns zweifelndes Gesicht begann er ihm Vorschläge zu machen. „Bei jeder Wagner-Vorstellung sitzt sie in der Fremdenloge des Opernhauses“, berichtete er, „ich selbst habe unzählige Male das Vergnügen, dort hinter ihr zu sitzen!“ Er lächelte ein klein wenig ironisch, als er das sagte, und Saltern stieg das Blut zu Kopf. Schon hatte er eine heftige Entgegnung auf der Lippen, da gedachte er der letzten schlaflosen Nächte und der dröhnenden Briefe seines Vaters, und so ließ er sich weiter über Fräulein Schulze berichten. — Wie sie aussehe, wollte er wissen, aber Hector von Bühlung umging die Antwort und beschrieb genau die Lage des Places in der Fremdenloge, den sie einzunehmen pflegte. Doch Saltern drang in ihn. „Hübsch, jung oder häßlich?“ wollte er wissen — doch nur ein Achselzucken war die Antwort.

Es kam aber doch so, daß Saltern mit einiger Ungebuld die nächste Wagner-Vorstellung erwartete und sich schon Tage zuvor einen Platz in der Fremdenloge sicherte, unmittelbar hinter dem Stuhl, den Fräulein Schulze einzunehmen pflegte.

Er ließ die Tannhäuser-Quvertüre über sich dahinströmen, ohne wie sonst bei dieser Musik die Welt um sich versinken zu fühlen; gleichgiltig hörte er auch die Scene im Venusberg und blühte aufgeregt und nervös nach der Logentür. Fräulein Elisabeth Schulze kam nicht!

Der erste Akt war zu Ende, und Saltern überlegte, ob er bleiben oder seiner mißmuthigen Stimmung nachgeben und das Theater verlassen sollte und während er sich für letzteres entschied und Opernplaz und Programm schon in der Hand hielt, öffnete sich die Logentür, und er spürte einen leisen, feinen Hauch, der aus hellen Kleidern strömte, sah etwas Wellen vor sich flimmern und hörte eine sympathische Stimme, die das Wort „Entschuldig“ flüsterte. Dann ward es wieder bunt, und Wogen und Musik brau-

ten auf ihn nieder. Aber während des ganzen Aktes sah er nur das blonde Köpfchen vor sich und ahmete den feinen, süßen Duft, und taum und war der Vorhang gefallen, so nahm er allen Nuth zusammen und sagte — etwas beklommen zwar, aber doch mit fester Stimme: „Welche Freude für mich, gnädiges Fräulein, Sie hier wiederzusehen!“

Fräulein Schulze wandte sich erstaunt um, und er sah in ein kindlich-freundliches Gesicht mit entzückenden Blauaugen, und er war so befangen von diesem Anblick, daß er nur stotternd hervorbrachte, wann und wo er schon einmal das Vergnügen gehabt habe, dem gnädigen Fräulein zu begegnen.

Fräulein Schulze ward ein wenig coth, aber mit der Gewandtheit der gutartigen Gesellschaftsdame kam sie schnell über eine Verlegenheit hinweg und unterhielt sich bis zum Schluß der Pause mit ihrem liebenswürdigen Nachbarn.

Mit einiger Angst dachte Saltern während des letzten Aktes an den Abschied; gewiß würde ein Wagen auf sie warten, oder ein Diener würde sie abholen und so freundlich sie auch war, er traute es ihr doch zu, daß sie seine Begleitung mit einigen höflichen Worten ablehnen könnte, und davor bangte ihm.

Dieses Fräulein Elisabeth Schulze fesselte ihn, sie entzückte ihn; er begriff Hector von Bühlung nicht, der sonst für Frauenlichkeit so empfänglich war und hier nur ein Achselzucken auf seine Frage: „hübsch oder häßlich?“ geantwortet hatte.

Sie war mehr wie hübsch; sie war liebevoll, klug und dabei kindlich.

Saltern half ihr in ihren Abendmantel, er geleitete sie zum Ausgang und blickte forschend die Wagenreibe entlang. Aber sie machte keine Miene, auf eine der Equipagen zuzugehen, es kam auch kein Diener, und so nahm sich Saltern ein Herz und bat, sie nach Hause geleiten zu dürfen. Sie nickte und schien sich zu freuen, und sie plauderte so lebhaft, herzlich und ununterbrochen, daß ihnen der viertelstündliche Weg wie ein Augenblick vorkam. Er küßte ihr beide Hände, und er war ganz benommen, ganz entückt, als er, nachdem sie im Thorweg verschwunden, allein vor dem großen, prächtigen Hause stand.

Er schüttelte den Kopf und ging langsam nach Hause.

Aber dann kam eine schwere Zeit für ihn — er sah seine schöne, blonde Freundin nicht wieder. Zu jeder Wagner-Vorstellung löste er ein Billet und immer sah eine dunkle, fortpollente, wenig freundlich aussehende Dame vor ihm, die, gleich nachdem sie das Theater verlassen, eine Equipage bestieg und davonfuhr.

Er war so mißgestimmt, daß er sich aller Geselligkeit fernhielt, mit Niemand ein lustiges Wort sprach und schließlich von seinen Kameraden nur noch mittelbildig angesehen wurde.

Ein Brief seines Vaters aber riß ihn aus seinen Träumereien heraus.

„Entweder — Oder“, das war ungefähr der Inhalt dieses Briefes, und er enthielt einen Vorschlag.

„Besser den freiwilligen Abschied und Freiheit als eine unglückliche Ehe“, sagte der alte Herr, und er hatte sich für seinen Sohn bei einem ehemaligen Kameraden, der jetzt Plantagenbesitzer in Australien war, verwandelt, und der wollte ihm mit vielen Freunden eine angenehme Stellung gewähren.

In Salterns Herzen stieg etwas wie Dankbarkeit gegen seinen strengen Vater auf. Fort von hier — ein neues Leben beginnen — vergessen, was ihn jetzt so unmutig und unglücklich machte! Das schien ihm schön und verlockend, und der bunte Rod dünkte ihm auch nicht mehr so theuer wie sonst.

„Vergessen!“ Er lächelte selbst, wie er dieses Wort aussprach. Was wollte er denn vergessen? Die blonden Haare, die blauen Augen, das kindliche Gesicht eines reizenden Mädchens, das er einen einzigen Abend nur gesehen? Welch ein Thor war er — welche ein großer Thor!

Er antwortete seinem Vater unerschütterlich — einen Monat Bedenkzeit sollte er ihm lassen, und der alte Herr fand es vernünftig und begreiflich, daß sein Sohn sich diesen Schritt reiflich überlegen wollte.

gleich voller Figur wie die Mutter, und Saltern wurde roth und bleich.

„Meine Tochter“, sagte Frau Schulze, „weil sie das Erlaunen in dem Gesicht ihres Besuchers bemerkte, aber ehe Saltern sich von diesem Schrecken erholt hatte — denn die junge, starke Dame war dieselbe, hinter der er unzählige Male eine Wagner-Vorstellung durchlebt hatte — kam eine neue Ueberraschung für ihn. Das blonde, blauäugige Mädchen kam ins Zimmer, kam leise und bescheiden, ließ sich als Fräulein von Martin, Gesellschaftsleiterin, vorstellen, erröthete tief bei Salterns Anblick und sah dann bescheiden etwas abseits von den Damen Schule.

Die übliche Besuchszeit war längst vorbei, und Saltern sah noch immer im Schulzeischen Hause, und die beiden turbulenten Damen redeten auf ihn ein und boten ihm, den Abend bei ihnen zu verbringen, und Saltern sagte ja und ging dann endlich, und wie er auf der Straße stand, war ihm, als habe er starken, berausenden Wein getrunken.

Den ganzen Nachmittag dachte er an die blonde, schlanke Gesellschaftsleiterin, die so melancholisch, fast bekümmert ausgesehen hatte, und er war erfreut, als er am Abend bei der Familie Schulze noch eine große Zahl anderer Gäste vorfand.

Er führte Fräulein Elisabeth Schulze zu Tisch, denn das hatte man sich als besondere Ehre für ihn ausgedacht, aber seine Bitte und Gedanken schweiften hinüber zum Ende der Tafel, wo das schöne, blonde Mädchen einlief, ohne Tischherr zu sein.

In Salterns Kopf machten die Gedanken eigenthümliche Sprünge.

Hier sah er neben einer, die Nacht über sein Schicksal hatte, denn sie besaß den nötigen Reichtum, um ihn einer sorgenlosen Zukunft zu entreißen, und so wenig eingebildet er war, das fühlte er doch, daß Fräulein Schulze Gefallen an ihm fand. Und dann sah da am selben Tisch eine, die hatte auch Macht über sein Schicksal, weil ihre Augen eine so eigene Sprache redeten und weil sie in ihm etwas entflammte, was ihm Stand, Reichtum, Glanz und Sorglosigkeit als nichtig erschienen ließ. Er dachte an seinen Vater und an den letzten dringlichen Brief, den er ihm geschrieben. Die ausgebotene Bedenkzeit ging ihrem Ende entgegen, und ein schmerzliches Gefühl befiel Saltern, denn er wußte: ohne Bitterkeit nahmen Vater und Mutter es nicht hin, wenn er den bunten Rod ausgab.

Er sah in Fräulein Schulzes Gesicht. Sie war nicht schön, aber ihre Augen konnten gutmüthig blicken — nur um den Mund lag ein hochmüthiger Zug.

Er leuchtete ganz unvorstellbar. Wenn er es nun doch thäte! Wenn er sein Selbst verleugnete, wie so viele Hunderte aus seinem Stande das thaten! — Er sah immer noch auf seine jetzt lebhaft diskutirende Nachbarin und von ihr auf die kleine Gesellschaftsleiterin, und ihm war, als träfe ihn ein unendliches trauriges Licht aus ihren blauen Augen — ein Licht, der zu sagen schien: „Ich möchte Dir etwas anvertrauen! Ich nichts, bevor Du mich nicht gehört hast!“ — Und dieser Blick drang ihm tief, tief ins Herz.

Frau Schulze hob die Tafel auf und Fräulein Elisabeth war bald von einem großen Kreis umringt. Eine Weile lang verfolgte sie Saltern mit den Augen, aber dann war er ihren Blicken entwichen, und sie sah ihn nicht wieder, bis sie zufällig durch ein kleines Wohnzimmer schritt, um die Gesellschaftsleiterin zu rufen. Ein wenig erschrocken prallte sie zurück, denn das Fräulein von Martin lebte in sichtlicher Erregung, tiefes Roth im Gesicht, an einem Tisch, und Saltern stand neben ihr und sprach, sprach so eifrig und leidenschaftlich, daß Fräulein Elisabeth ihren schweißgamen Tischnachbar nicht wiedererkannte.

Sie sagte nichts — sie war nur den Kopf ein wenig hochmüthig in den Nacken und rauchte davon. Fräulein von Martin folgte ihr in einiger Entfernung, und Saltern blieb allein.

Er ging nicht mehr zu den Damen zurück an diesem Abend, das Herz war ihm so voll und doch zum Zerbrechen leicht. Einen langen Brief schrieb er an seinen Vater, einen Brief, über den er selbst staunte, denn er klang so entschlossen, so gar nicht furchtsam und fragend, wie sonst seine Briefe an den strengen Vater gewesen waren.

„Heirathen oder Abschied“, schrieb er, „verlangst Du von mir, lieber Vater, und mir bangte vor beidem, und heute sage ich Dir, daß ich Beides zugleich will. Ich liebe ein schönes, einjames Mädchen — ohne Geld — ohne alle irdischen Güter, aber ich liebe sie so sehr, daß ich die Kraft fühle, ihretwegen leichten Herzens meinem Beruf zu entsagen und ein neues Leben zu beginnen.“

Und zum Schluß, nachdem er gegeben, ihm die Wege eben zu helfen und ihm die Stellung im Ausland zu sichern, bat er Vater und Mutter um Verzeihung, daß er diesen Weg gewählt, der ihnen vielleicht doch eine Enttäuschung verursachte.

Zwei Tage wartete er auf Antwort, wartete voll Ungebuld und Angst — am dritten Tag aber hielt er einen Brief in der Hand, der ihn staunen und jubeln ließ.

„Bravo, mein Sohn“, schrieb der alte Herr und schickte ihm seinen Segen. „Wenn eine Frau solche Kraft zu geben vermag, der arbeitest und ringst nicht umsonst!“

Im Regiment staunte man über

Salterns Abschied, und man staunte um so mehr, daß er ihn freudig und unbekümmert nahm, denn man hatte geglaubt, er würde Umständlich unter den reichen Töchtern des Landes halten, und einem Saltern waren die Herzen der Mädchen ja stets zugeflogen.

Dann aber war er verschollen und Niemand hörte von ihm, Niemand. — Nur ein Herz in der ganzen Stadt erwartete zitternd und voller Ungebuld die Briefe, die aus dem fernen Ausland kamen. Zwei Jahre wartete die kleine, blonde Gesellschaftsleiterin und grämte sich, daß er ihretwegen den großen Schritt gethan, fragte sich oft verzweifelt, ob er nicht vielleicht doch bereuete, und hielt tapfer die Launen der Schulzeischen Damen aus.

Dann endlich kam ein Brief, der ihr Thränen des Glücks in die Augen trieb. „Ich komme, mein Liebste!“, stand darin, „in wenigen Wochen komme ich, Dich zu holen“, und wie er endlich kam, sah sie ein gebrautes, ernstes Männergesicht, aus dem Zufriedenheit, Stolz und Glüd leuchteten.

Der kurirte Doktor.

Humoreske von B. Ritterwege.

Frau Lissi Holzappel ist in den ersten Jahren ihrer Ehe in steter Sorge um die Ausgaben. In ihrem Elternhaus, da war alles streng geregelt. Der amtsrichterliche Vater holte an jedem Quartelstertel sein Gehalt, und das wurde dann eingetheilt für Mithie, Steuern, Haushalt, Kleidung u. s. w. Wie hatte sie von ihrem Vater oder ihrer Mutter das irreführende Wort gehört: es ist kein Geld da. Sie nach der Decke streuten hieß es natürlich, aber die Finanzen waren stets in schönster Ordnung. Man hatte nie Schulden.

Bei einem Arzt geht das natürlich nicht, beschickte Dr. Holzappel seiner Frau immer wieder, „ich bin einmal dein Beamter wie dein Vater; ich muß warten, bis meine Patienten mich bezahlen, und deshalb müssen meine Lieferanten ebenfalls warten. Das ist doch sehr einfach. Schulden, wie du es tragisch nennst, haben wir ja gar nicht.“

Der Zustand der Dinge behagte der jungen Frau durchaus nicht, und sie ist der Ansicht, es ließe sich ganz gut anders einrichten, wenn man nur rechten Zeit, nach Eingang der Rechnungen, die nach Kreuzburger Sitte nur zu Neujahr ausgeführt werden, eine größere Summe sofort beiseite legte. Aber dem Herrn und Gebieter legte das gar nicht ein. Er weiß, daß es immer mindestens gut thut, wenn sein bedeutendes Frauchen seinen zu genauen Einblick in „Soll“ und „Haben“ gewinnt. Denn er hat da nicht immer ein ganz reines Gewissen; er weiß ganz genau, daß er viel zu viel Geld für sein Fuhrwerk ausgibt. Und wozu soll Lissi sich darum auch noch Sorgen machen!

Doktor Holzappel hat von seinem Vorgänger Wagen und Pferd übernommen. Einen recht verbrauchten Wagen allerdings, und einen ziemlich alten Gaul. Immerhin — beide, der Wagen und der Gaul, hätten noch lange dienen können nach Frau Lissis Ansicht und auch nach der anderer verständiger Leute. Nur Doktor Holzappel selbst war nicht dieser Meinung. Und als wieder einmal die Neujahrrechnungen bezahlt waren, da erhandelte er einen allerliebsten modernen Wagen und zwei prächtige Fische. Frau Lissi war entsetzt. Gerade jetzt! Als ob die Eltern eines sechswöchigen Sprößlings nicht alle Ursache gehabt hätten, zu sparen und an die Zukunft dieses Sprößlings zu denken. Der Junge sollte doch einmal studiren und natürlich bei demselben Körper einpringen wie sein Vater!

„Aber, Lisschen, so gib dich doch nur aufzuheben“, tröstet der Doktor, „ich hab' ja ein glänzendes Geschäft gemacht. Mein alter Brauner war doch ein Rossegal — die Fische sind mehr was fürs Auge, aber lange nicht so werthvoll. Ich hab' noch was rausbekommen bei dem Handel — und der neue Wagen ist auch ein Gelegenheitskauf, und für den alten hat mir der Metzger Ruhs einen stattlichen Preis bezahlt. O, ich versteh' mich auf Geschäfte, Kleine, laß mich nur machen und sei froh, wenn ich dich nicht groß damit behelligte.“

Nun, Frau Lissi freut sich selbst über das hübsche Fuhrwerk, und da die Praxis gerade ausgezeichnet „geht“, dank einer heftigen Influenzaepidemie, beruhigt sie sich, in der Hoffnung, daß nun lange Zeit nicht von neuen Anschaffungen die Rede sein würde. Aber, o weh, im Sommer schon beauptet Otto, er könne nicht ohne ein Rad auskommen. Das eine Pferd lahm schon seit Wochen, und so meint er, es sei besser, es zu verkaufen und für den Erlös ein gutes Zweirad zu nehmen, dann genüge wieder ein Einspänner. Daß der Händler ihm für den lahmten Fuchs nur eine ganz geringe Summe zahlte, die nicht einmal den Anlauf des Zweirades deckt, darf Lissi natürlich nicht wissen. Die kleine Frau würde das wieder so schwer nehmen! Also Doktor Holzappel beschickte ihr wieder mit strahlender Miene, er habe auch diesmal noch was herausgeschlagen.

Nach kurzer Zeit erweist sich auch der zweite Fuchs als total untauglich und Otto „verkauft“ ihn gegen einen prächtigen Kappen und verwandelt die beträchtliche Summe, die er hat zu zahlen müssen, seiner Gattin gegen-

über in einen „kleinen Profit“. Frau Lissi traut der Sache nicht recht, aber Otto wird immer gleich so heftig, wenn sie irgend einen Zweifel äußert, und so thut sie ganz gläubig. Auch als ihr Herr und Gebieter nach kurzer Zeit den halboffenen Wagen mit einem Landdaulett „verkauft“ und das Zweirad mit einem Motorrad, verliert sie kein Wort. Es ist ja auch ganz begreiflich, daß man ein immerhin schon gebrauchtes Motorrad für ein „fast neues“ Zweirad bekommt! Die nächste Anschaffung war ein „Kütschen“ zum Anhängen an das Motorrad. Otto fand es so nett, daß Lissi und der Junge dann auch manchmal mitfahren könnten. Und wenn er den einen Schitten, der nie benutzt wurde, verkaufte, behielt man sicher noch was übrig. Das Kütschen kostete nur hundertundfünfzig Mark! Man denke! Leider bewährte es sich schlecht — es schleuderte entsetzlich hin und her, und bei der zweiten Fahrt wäre man um ein Haar verunglückt. Es mußte abgehängt werden, und der Kutscher holte es bei Nacht und Nebel nach Hause.

Ein paar Tage später Herr Doktor Holzappel eines Abends tiefinnig auf ein Zeitungsblatt und reicht es dann seiner Frau, mit dem Finger auf eine Annonce deutend: „Da lies mal.“ Frau Lissi liest laut, „Piccolo, 6 PS — 1906er — tadellos funktionierend, volle Garantie, Zweifelhobberdet, Schugleder, Scheinwerfer u. s. w. für 1700 Mark zu verkaufen, oder gegen Wagen und Pferd zu verkaufen. Offerten unter W. R. an die Geschäftsstelle dieses Blattes einzufenden.“ Sie läßt die Zeitung sinken und fragt: „Run?“

„Run? Na, das liegt doch auf der Hand, Lissi, daß man sich das nicht entgehen lassen darf. Dann wird mich die Motorradwirthschaft mit einemmal los; das war doch nichts halbes und nichts ganzes.“

„Aber, Otto, ich bitte dich — sieb-zehnhundert Mark!“

„Gott, reiß dich nur nicht auf, Liebes Kind, laß mich nur erst mal ausreden. Siehst du, ich geb' natürlich das Landdaulett und den Schimmel dran und verkaufe das Motorrad mit dem Kütschen. Da mach' ich natürlich ein Bombengeschäft; einen ganz billigen Wagen nehm' ich dann für den Fuchs“ — zu einem zweiten Pferd war der Doktor inzwischen schon wieder „auf billige Art“ gelangt — denn nur Auto genügt natürlich im Winter nicht. So ist für Alles auf's Beste gesorgt, und wir kommen endlich einmal zu einem bleibenden Zustand. Und ohne einen Pfennig Schaden, so gar mir erheblichem Nutzen.“

Der Nutzen ist so groß, daß Doktor Holzappel sogar noch einen Schuppen im Hof bauen lassen kann für den „Piccolo“, da in der Remise nicht genügend Raum ist. In diesem Schuppen, Holz „Garage“ genannt, verbringt er nun jede freie Stunde, meistens in Gesellschaft eines oder mehrerer Techniker. Der „Piccolo“ parirt nämlich durchaus nicht; der frühere Besitzer erst, Doktor Holzappel habe ihn verborgen und von Garantie könne keine Rede sein. Bestände er auf Entschädigung, so ließe er's auf einen Prozeß antommen. Ob er bei einem Prozeß aber auch was rausbringen wird, ist dem Doktor doch zweifelhaft, und so findet er sich mit der Sache ab. Das heißt, seine Laune verschlechtert sich von Tag zu Tag, und Frau Lissi findet ihn häufig bei der Lektüre von „Mercedes“ und „Züst“-Katalogen.

Natürlich denkt er schon wieder an einen „Umtausch“, das weiß sie genau. Und natürlich wird er ihr nachher wieder vorreden, er habe ein glänzendes Geschäft gemacht. Wüßte sie nur, wie sie ihm das abgewöhnen könnte! Lieber Gott, es ist ihr ja gar nicht mehr um das Geld zu thun. So ängstlich braucht man ja nicht mehr zu rechnen, wie in den ersten Jahren. Wenn's Otto Spah macht, sie wird ihm gewiß nichts dreinreden. Aber die Klunzerei muß aufhören — das kann sie verlangen. Jawohl, verlangen! — Wenn sie nur den Nuth dazu fände. Wenn sie nicht seine Heftigkeit fürchtete. So gerade sagen kann sie's ihm, eben nicht. Aber das ist am Ende auch nicht einmal notwendig. Wozu ist sie eine Schlangenglutigkeit auf andere Weise fertig bringen sollte? Man muß sich nur mal ordentlich bestimmen!

„Und den 1. soll ich glauben? Du hältst mich wohl für verrückt!“ ruft der Doktor in heftigem Ton.

„Aber gar nicht, lieber Otto. Du kriegst doch auch bei jedem Handel noch etwas heraus, und du verlangst doch auch, daß ich das glauben soll.“

Frau Lissi schaut den Gatten spitzbübisch lächelnd an, und da geht ihm ein Licht auf und sein Unmuth verfliegt, und er lacht und lacht und lann kein Ende finden. Und dann giebt er ihr einen Kuß und sagt: „Das hast du aber wirklich gut gemacht, und ich will mir's merken.“

Noch manchen Handel wird Doktor Holzappel machen, denn der „Piccolo“ taugt nichts, und das neue Pferd des Kollegen läßt ihn nicht ruhen. Aber niemals wieder wird er seiner Frau gegenüber behaupten, er habe noch etwas herausbekommen. Frau Lissi hat ihn gründlich kurirt. Sie ist eben nicht umsonst eine Doktorsfrau.

Das Schreien ein Recht des Babys.

Vor dem Polizeigericht in London spielte sich unlängst eine ergötzliche Verhandlung ab. Gegen den Inhaber eines Säuglingsheims hatte der Besitzer eines Nachbarhauses Klage erhoben, weil er und seine Miether sich durch das Schreien der Kinder belästigt fühlten. Herr Woy — so hieß der Kläger — schilderte mit beweglichen Worten die Leiden, die er und seine Frau durch die unerwünschte Nachbarhaft auszuhalten hätten. Zumal des Morgens, wenn die Mütter, ehe sie zur Arbeit gingen, sich von ihnen im Heim abgelieferten Kindern verabschiedeten, erhörten die Kleinen ein mörderisches Geschrei, das direkt nerverzerrtend wirkte. Ein anderer Hausnachbar, Namens For, der als Zeuge vernommen wurde, sagte aus, daß auch für ihn und seine Miether der Lärm unerträglich gewesen sei. Die Wärterinnen hätten sich nicht genügend um die Kleinen gekümmert. Von seinem Schlafzimmersfenster habe er beobachtet, wie sie Romane lasen, anstatt ihre schreienden Böglinge zu bewachen. Mehrere seiner Miether seien infolge der unruhigen Nachbarhaft ausgezogen; sein Haus sei dadurch um \$500 entwerthet. Andere Zeugen betonen dagegen, daß die Kinder sehr sorgfältig gewartet und auch häufig von vornehmen Damen besucht wurden, die sich ihrer liebevoll annahmen. Der Richter erklärte, keine gesetzliche Handhabe zu besitzen, um dem Verlangen des Klägers nachzukommen. Das Schreien der Kinder in benachbarten Räumen gehöre zu den kleinsten Unzuträglichkeiten des Lebens, die jedermann in den Kauf nehmen müsse.



Hübsches Fräulein: „Ist vielleicht etwas da unter „Diebreiz“?“  
Beamter: „Ja, gewiß.“  
Fräulein: „Brauche ich eine Legitimation?“  
Beamter: „Nein, die sind Sie selbst.“